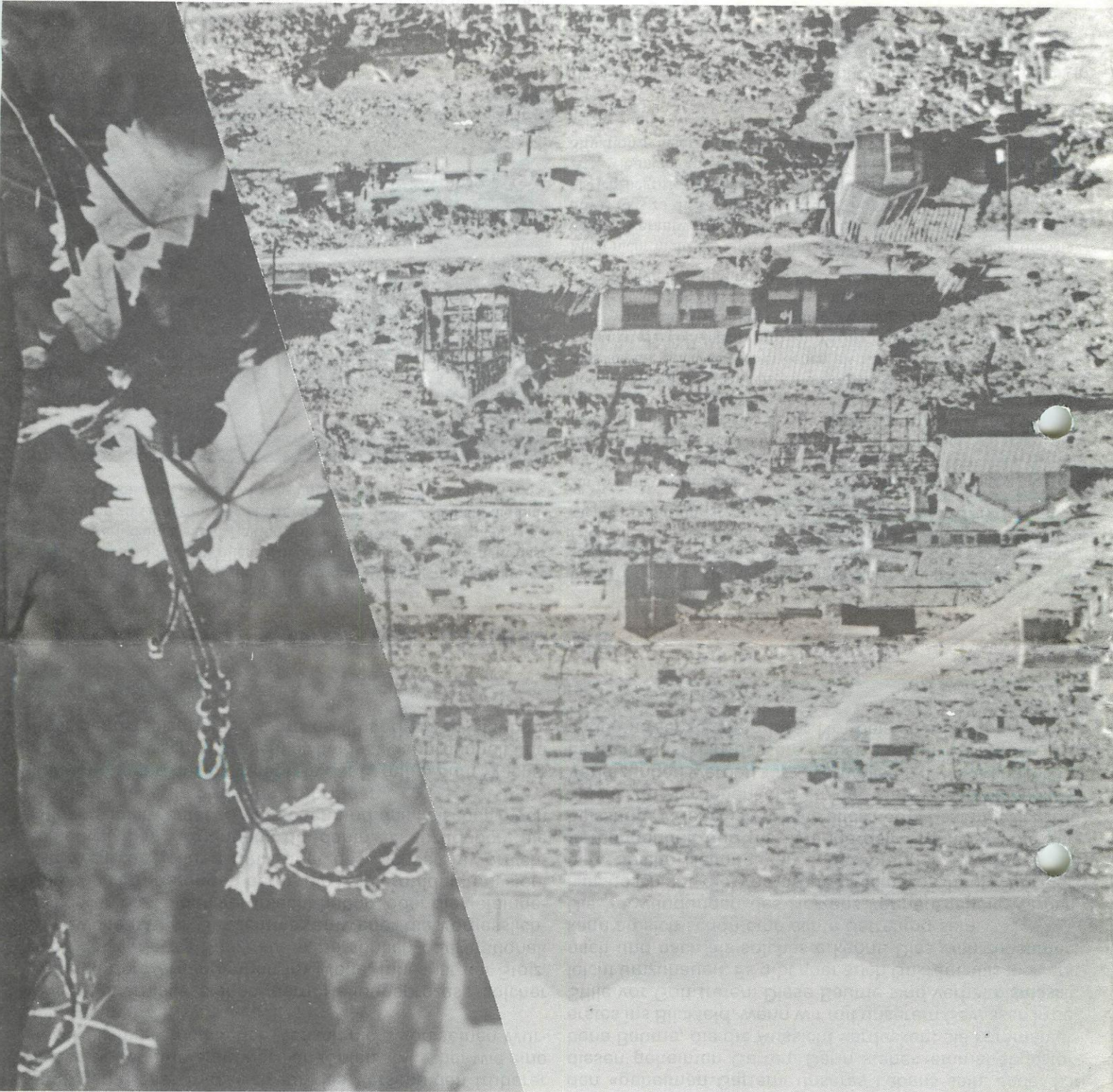


Die Wunden der Vergangenheit heilen



Information

NR. 5
MÄI 1984
36. JAHRGANG

CAUX-

INFORMATIONSDIENST
DER
MORALISCHEN AUFRÜSTUNG

Handwritten signature

Die Wunden der Vergangenheit heilen

Bei diesem Thema geht es nicht nur um eine persönliche Angelegenheit. Denn die Wunden, die in unseren Herzen brennen, rühren manchmal von der ganz besonderen Situation unserer Länder her. Umgekehrt ist auch wahr, dass ganz persönliche Verwundungen nicht selten nationale oder internationale Auswirkungen haben.

In der Geschichte jedes Landes gibt es Begebenheiten, auf die man stolz zurückblickt, und anderes, dessen man sich nur mit Beschämung erinnert. Man mag es als ungerecht empfinden, dass man sich für das Verschulden früherer Generationen mitverantwortlich fühlen soll. Aber wie eine Pflanze kann sich auch der Mensch nicht von seinen Wurzeln trennen.

Zwei Hindernisse stehen dem Heilungsprozess solcher Wunden der Vergangenheit im Wege. Eines ist der Stolz, auch der verletzte Stolz, sei er persönlich oder national. Das zweite ist das Gedächtnis: entweder die Vergesslichkeit derer, die Leiden verursacht haben, oder die tiefeingegrabenen Erinnerungen derer, die Leid erdulden mussten. Der Weg zur Heilung führt über das Sichverantwortlich-fühlen für das Vergangene bis dahin, es zuzugeben, die *Folgen seiner Fehler zu verstehen* und das Falsche soweit möglich wieder in Ordnung zu bringen.

Verwundungen geschehen oft in der Familie. Zum Wachstum eines Menschen braucht es beides: Geborgenheit und Auseinandersetzung. So wäre es illusorisch zu glauben,

dass man zwanzig Jahre oder länger mit einer anderen Generation oder seinem Lebensgefährten zusammenleben kann, ohne dass es gelegentlich zu tiefen Verletzungen kommt.

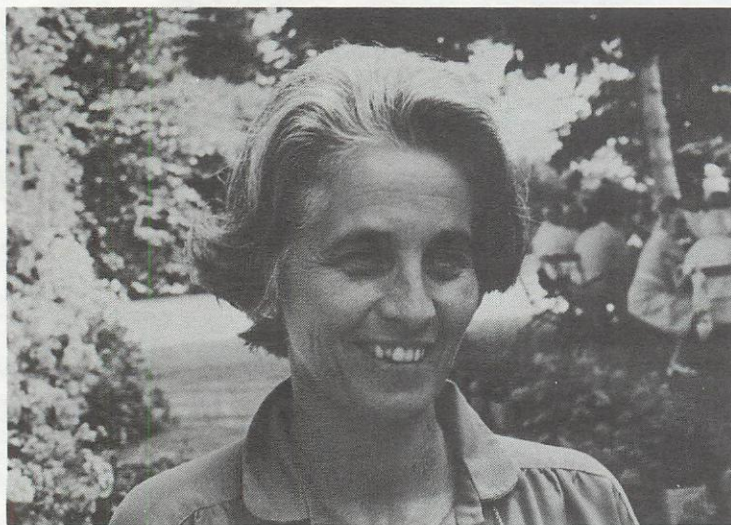
Ob tief oder nur leicht, sie zeichnen unser Leben, und nicht selten verfälschen sie es.

Die absoluten Massstäbe der Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe ernst nehmen und unser eigenes Leben an ihnen messen: dies kann sozusagen ein erster Ausflug in den «geheimen Garten» unseres Lebens sein. Jeder hat diesen geheimen Garten. Darin stehen einmal abgestorbene Bäume, die die Aussicht verdecken; sie kommen als erstes ins Blickfeld, wenn wir mit unserem Gewissen in der Stille vor Gott treten. Diese Bäume sind verhältnismässig leicht umzuhauen. Es gibt aber auch Unkraut, das man erst nach und nach als solches erkennt. Dies wahrzunehmen, kann an sich schon eine echte Befreiung sein.

Die Verwundungen des Herzens können geheilt werden. Nur geschieht die Vernarbung nicht von heute auf morgen. Solche Heilungsvorgänge sprengen die Ketten der Vergangenheit und die Zwänge der Gegenwart. Die Verheissung: «Siehe, ich mache alles neu!» bestätigt sich. Die bewusstgewordenen und in der Liebe Gottes geheilten Verletzungen werden zum Wertvollsten in unserem Leben. Es steht uns kein besseres Rüstzeug zur Verfügung, um anderen Menschen in ihrer Not beistehen zu können.

Nicht mehr Opfer der Umstände

Was führt uns wohl dazu, die Wunden der Vergangenheit heilen zu wollen? Ich betone das Wollen. Ein Grund ist sicher die Einsicht, dass wir die Verletzungen und Leiden, ob wir es wollen oder nicht, von Generation zu Generation weiterreichen und dass sie sich auf diejenigen auswirken, mit denen wir zusammenleben und arbeiten. Dazu



Marie-Lise Odier

kommt, dass ungeheilte Verletzungen häufig der Ursprung von nationalen und internationalen scheinbar unlösbaren Problemen sind. Ich habe in meiner Jugend in Frankreich die schwere Zeit des Algerienkriegs miterlebt. Schon damals wurde mir klar, dass ich nicht auf eine Lösung dieser tiefen Spaltung in unserem Lande hoffen und gleichzeitig die tiefe Spaltung zwischen mir und meinem Vater unbeantwortet lassen konnte. Beides war eng miteinander verknüpft. Ein Teil meiner Kindheit war ganz von diesem tiefen Hass gegen meinen Vater überschattet. Ich wusste, dass auch er seinerseits seinen Vater gehasst

hatte. Da sagte ich mir, dass eines Tages meine Kinder auch ein solches Problem haben könnten – und so weiter und immer weiter. Dies alles spornte mich dazu an, eine Antwort auf diese Bitterkeit zu suchen, damit durch eine Heilung diese Kette zerrissen werde.

Zu Beginn unserer Ehe, als ich die Schwierigkeiten mit meinem Vater für längst überwunden hielt und auch schon einige befreiende Schritte getan hatte, sagte mir mein Mann einmal: «Weisst du, ich spüre, dass in dir noch nicht alles geheilt ist.» Damit kam er aber bei mir nicht an, denn ich wollte mit dieser Geschichte und all dem Grubeln nicht noch einmal anfangen. Ich habe es dann doch getan, weil ich weiss, dass andere mich oft klarer sehen als ich mich selbst. So dachte ich ernsthaft darüber nach, und im Verlauf einiger Gespräche mit meinem Vater fand ich dann völlige Heilung. Ich bin meinem Mann zutiefst dankbar, dass er sich von meinem aufbrausenden Zorn nicht abschrecken liess und mir beistand, bis es zu einem Durchbruch kam.

Mich nicht mehr als Opfer von Umständen zu fühlen, sondern meine eigene Verantwortung in einer Situation einzusehen, war ebenfalls etwas, das zu dieser Heilung verhalf. So war es ein Schlüsselerlebnis, als ich begriff, dass meine Verbitterung nichts zu tun hatte mit der Art, wie mein Vater lebte, wohl aber damit, wie ich selber auf diese Situation reagierte. Ich sagte mir: «Was immer mein Vater tut, und selbst wenn er auf dem bisherigen Weg weitermacht, so kann ich trotzdem befreit werden.» Dies ist dann auch geschehen.

Es blieb aber noch ein weiterer Schritt: denen zu verzeihen, die mich verletzt hatten. Für mich bedeutete es ein Zugehen auf meinen Vater. Wir sprachen in aller Ruhe zusammen und konnten über vieles reden, auch über unser Familienleben und was ich ihm gegenüber empfand, was früher nie hätte geschehen können.

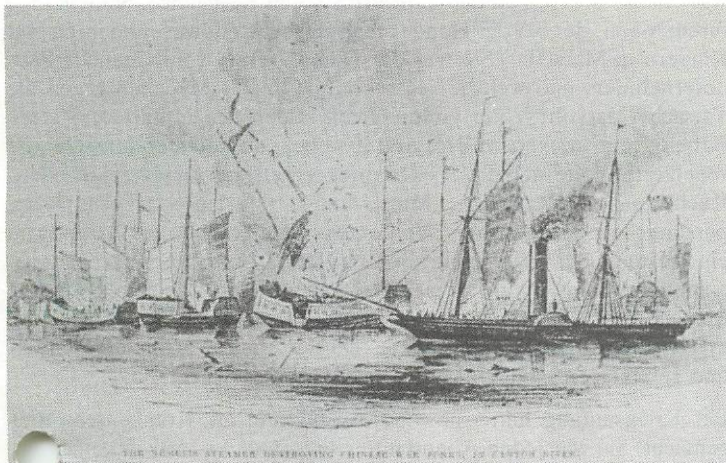
Der letzte Punkt, den ich wiederum mit Hilfe meines Mannes einsah, war, dass auch ich um Verzeihung bitten musste. Ich hatte zwar verziehen, aber ich brauchte selber Vergebung für meine Gefühle. Dies hat mit der Zeit zur gänzlichen Heilung geführt.

Marie-Lise Odier, Lyon

Die ungleichen Verträge...

von Hedley Bunton, Australien

Ich sah Hongkong zum ersten Mal an einem grauen, regnerischen Tag im Januar 1933, auf dem Weg nach Kanton, wo ich Chinesisch lernen und mich auf die Arbeit in der chinesischen Kirche vorbereiten wollte. Danach habe ich zwölf Jahre in Kanton und siebzehn Jahre in Hongkong verbracht.



Der britische Dampfer *Nemesis* zerstört chinesische Dschunken während des Opiumkrieges (1840–1842).
Aus «*Illustrated London News*»

1937 erlebte ich die Bombardierung Hongkongs durch die Japaner. Eines Abends war ich Gast auf einem Hochzeitsfest, nur wenige Stunden nach besonders starken Bombenangriffen. Ich unterhielt mich mit meinem Tischnachbarn, einem chinesischen Studenten, über die traurigen Ereignisse des Tages; es hatte viele Tote gegeben, und ganze Teile der Stadt waren abgebrannt. Unvermittelt sagte der Student: «Nach den Japanern sind die Engländer Chinas schlimmste Feinde!» Ich war sprachlos. Auf dem Heimweg fragte ich mich immer wieder, wieso er dies wohl gesagt habe. Ich dachte an all das Gute, das Grossbritannien für die Chinesen getan hatte. Aus meinem Geschichtsunterricht wusste ich, dass wir immer im Recht gewesen sein mussten, weil unsere Armee und Flotte die Chinesen jedes Mal besiegt hatten. Ich begann, die Ereignisse in nichtenglischen Geschichtsbüchern nachzulesen. 1842 hatten wir Hongkong durch einen Vertrag zugesprochen bekommen. Es war eine kahle, felsige Insel, die wir zu einem blühenden Handelsknotenpunkt gemacht hatten. Daher zogen Tausende vom chinesischen Festland nach Hongkong. Heute sind 98% der fünfeinhalb Millionen Bewohner Chinesen. Aber ich entdeckte auch, dass einige Verträge zwischen beiden Ländern sehr ungerecht gewesen waren: Während Jahrzehnten hatten die Engländer, gegen die ausdrücklichen Gesetze des Landes, Opium nach China geschmuggelt. Unseren indischen Untertanen verboten wir das Opiumrauchen, da «es physisch, geistig und moralisch schädlich sei», aber wir verkauften es mit grossem Gewinn an China.

Die Opiumkriege

Wir führten drei «Opiumkriege» gegen die Chinesen und zwangen sie schliesslich dazu, den Anbau und Verkauf von Opium zu legalisieren. China begann sogar selber Opium anzubauen, um den Abfluss seiner Silberreserven nach England zu verhindern.

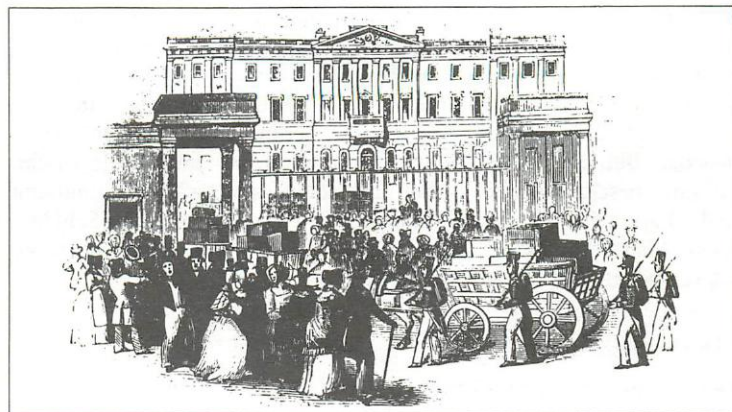
Obwohl englische Missionare, die Kirche und viele Politiker in England gegen den Handel eintraten, trotzdem Gladstone gegen diesen «schändlichen Schwarzhandel» protestierte und trotz einer 1891 in diesem Sinne verabschiedeten Motion im Unterhaus liess sich die Regierung nicht von ihrem Kurs abbringen.

Die fremden Mächte erzwangen von den Chinesen aufgrund der Verträge besondere Vorrechte. In jeder Hafenstadt wurden Zonen geschaffen, in denen Ausländer unter dem Schutz ihrer eigenen Gesetze, ihrer Polizei und ihrer Kriegsschiffe standen. So gab es russische, britische, französische und deutsche Konzessionen und in

Schanghai auch noch die internationale Konzession. Ein Ausländer, der in China ein Verbrechen beging, konnte nicht nach chinesischem Recht abgeurteilt werden. War er Engländer, so kam er vor ein englisches Gericht auf britischem Boden in einer britischen Konzessionszone oder daheim in England. Auch Vorrechte zum Schutz der christlichen Missionare sowie für chinesische Christen, die in Gerichtsfälle verwickelt waren, wurden verlangt.

Ich verstand daher, warum die Chinesen von «ungleichen Verträgen» sprachen und warum der chinesische Student die Engländer nach den Japanern für die schlimmsten Feinde Chinas hielt. Diesen Studenten habe ich nie mehr gesehen. Was er aber in meinem Denken ausgelöst hatte, führte zu einer Revolution in meiner Lebensweise. Ich fühlte tiefe Beschämung und Verlegenheit und fragte mich, was ich tun könnte. Dann kam mir die Ausrede in den Sinn, als Australier sei ich eigentlich fein raus. Das hielt aber nicht lange an, denn schliesslich kamen unsere Vorfahren von den Britischen Inseln, und mein Pass weist mich als britischen Staatsbürger aus, wenn auch als Australier.

Mein Verteidigungsmechanismus kam mir erneut zu Hilfe: Selbst wenn ich britisch bin, so waren diese Ereignisse ja Jahrzehnte vor meiner Geburt geschehen. Doch einen Gedanken konnte ich nicht abschütteln: «Die Verantwortlichen sind zwar tot, doch ich lebe als Engländer in China und gelte, ob mir das nun passt oder nicht, als Vertreter dieser Rasse.» Auf diese Logik fand ich keine Antwort. So blieb die Hauptfrage: Bin ich bereit, die Verantwortung für die von meiner Rasse an China begangenen Ungerechtigkeiten zu tragen? Nach einigem Ringen mit meinem persönlichen und nationalen Stolz fand ich die Antwort. Schon einige Jahre zuvor hatte ich beschlossen, alles was in meiner Macht stand zu tun, um das Unrecht in der Welt in Ordnung zu bringen wo immer mir dies möglich sei. Ich konnte zwar das von uns Weissen an China Begangene nicht ungeschehen machen. Ich konnte aber wenigstens das Unrecht zugeben und dafür um Verzeihung bitten. Sollte mir wieder einmal ein Chinese die von uns begangenen Untaten vorwerfen, würde ich zu den Tatsachen stehen und mich aufrichtig dafür entschuldigen.



Die chinesische Bezahlung wird in der Münzstätte in London abgeliefert.
Aus «*Illustrated London News*»

Ich musste nicht lange auf eine Gelegenheit warten. Mit einer vor Verbitterung rauhen Stimme warf mir ein Chinese unsere Verbrechen gegen sein Volk in allen Einzelheiten vor. Als sein Redefluss versiegt war, entgegnete ich: «Es stimmt alles, was Sie sagen. Ich möchte mich für das Unrecht, das wir Engländer Ihrem Volk angetan haben, entschuldigen. Können Sie uns verzeihen?»

Das Ergebnis war verblüffend. Der Zorn wich aus seinen Augen, die Bitterkeit aus seiner Stimme, er lächelte, drückte meine Hand und sagte: «Ach, wissen Sie, auch China war nicht immer im Recht.» Es war für uns beide eine befreiende Erfahrung. Meine Entschuldigung befreite mich von der Last der Vergangenheit, und er wurde befreit von seiner Verbitterung. Die Vergangenheit konnten wir nicht ändern, wohl aber die Gegenwart, indem ein Chinese und ein Brite eine neue Beziehung aufbauten.

Frei von der Vergangenheit

John Lester, Birmingham

Als Arzt interessiert es mich immer, warum Menschen auf eine bestimmte Art reagieren. Oft tun sie es als Gefangene ihrer Vergangenheit. Hier ein Beispiel. Ich hatte immer Mühe mit energischen Frauen und ärgerte mich jedesmal, wenn sie mir sagten, was ich zu tun hätte. Dies geschah öfters in meiner Arbeit im Spital, konnte aber auch auf der Post passieren, wenn mich die Angestellte an einen anderen Schalter verwies, weil dieser hier gerade geschlossen werde. Einmal freute ich mich bübisch, als eine Polizeibeamtin bei der Kontrolle gegen einen Parkingmeter stiess. Ich glaubte jeweils, mit meiner Entrüstung im Recht zu sein, war aber heimlich besorgt über meine abnormal starke Wut. Ich wusste nicht, was ich dagegen tun konnte.

Eines Morgens hatte ich eine plötzliche Erleuchtung. Ich sah mich wieder als fünfjährigen Jungen am Tag, an dem meine Mutter zu Hause ein Schwesterchen zur Welt gebracht hatte. Betreut wurde sie von einer energischen Krankenschwester. Ich war erkältet und, um Mutter und Kind vor Ansteckung zu schützen, verbannte mich die Schwester auf mein Zimmer. Jedesmal wenn ich meine Mutter und meine kleine Schwester sehen wollte, erschien sie und rief: «Du bleibst auf deinem Zimmer!» Jetzt wurde mir klar, dass ich seither jedesmal, wenn eine autoritäre Frau sich zwischen mich und meine Absichten stellte, in Wut geriet. Seit ich diesen Zusammenhang **erkannte, habe ich mich über solche Vorfälle nie mehr aufgeregt.**

Das System vernichten

Ein weiteres Beispiel: Bill Taylor, Betriebsrat und Gewerkschafter in einem der grössten Automobilwerke Englands, war ein äusserst verbitterter, dem Klassenkampf verpflichteter Mann. Er war noch ein Kind, als sein Vater arbeitslos wurde, und als sich dieser um soziale Unterstützung bewarb, sagte man ihm, er müsse seinen ganzen Besitz verkaufen, erst dann könne er etwas bekommen. Von dem Tag an beschloss Bill Taylor, ein System, welches solche Ungerechtigkeiten zulies, zu vernichten.

Bei einem Besuch in Caux wurde er frei von seiner Bitterkeit. Dies war eine bemerkenswerte Wandlung. Eines Tages verübten Mitglieder der irisch-republikanischen Armee IRA in seiner Stadt Birmingham ein Attentat, wobei ein Restaurant in die Luft flog und 24 Menschen getötet und zahlreiche mehr verletzt wurden. Unter den Opfern befanden sich junge Engländer, deren Familienangehörige im gleichen Betrieb wie Bill Taylor arbeiteten, wo auch viele irische Arbeiter beschäftigt waren. Am nächsten Morgen war die Stimmung in der Fabrik äusserst gespannt, und es kam zu verschiedenen Schlägereien. Man befürchtete Blutvergiessen. Weder die Leitung noch die Gewerkschaft wusste, was zu tun sei.

«Tu etwas!»

Der Führer der kommunistischen Partei rief Bill Taylor an und sagte: «Du bist in Moralischer Aufrüstung geschult, du bist vermutlich der einzige, der jetzt noch etwas ausrichten kann. Tu etwas!» Taylor überlegte eine Weile und entgegnete dann: «Wir werden eine gemeinsame Gedenkstunde für die Opfer abhalten.» Er überzeugte die Fabrikleitung, eine Arbeitspause dafür zu erlauben. Dann schritt er ruhig durch die verschiedenen Werkshallen; die Arbeiter schlossen sich ihm an, und zum Schluss gingen mehrere tausend mit ihm auf ein grosses Feld vor der Fabrik. Dort ergriff er das Wort: «Leute, wir dürfen nicht einem ganzen Volk die Schuld für die Untaten einiger weniger zuschieben.» Dann forderte er sie zu einem Moment der Stille auf und betete nach einer Pause laut das Vaterunser mit ihnen allen.

Später erzählte er, er habe nicht recht gewusst, wo er die Worte zu diesem Gebet hergenommen habe, denn er sei eigentlich kein Kirchgänger gewesen, und Angst habe er auch gehabt. Doch die Männer hatten sich beruhigt; sie gingen friedlich zurück an die Arbeit, und es kam zu keinen neuen Unruhen.

Aus all dem können wir lernen, dass persönliche Verletzungen geheilt und, wie im Fall von Bill Taylor, dazu gebraucht werden können, um Wunden zu heilen, in Betrieben und zwischen Völkern.

Brücken über

Französische Marxistin findet das Geheimnis

Irène Laure lebt heute in der Nähe von Marseille, in der Hafenstadt La Ciotat. Kalkfarbene Felsen und die berühmten Schirmpinien zeichnen die Landschaft. Diese Pinien wurden während des 2. Weltkrieges von den deutschen Besatzern angezündet, um die Männer aus ihren Verstecken zu zwingen und so die Résistance zu brechen. Irène Laure war damals im Herzen der südfranzösischen Résistance. Sie lebte mit ihrem Mann, der bei der Handelsmarine angestellt war, und ihren fünf Kindern in Marseille. Sie war die Tochter eines wohlhabenden Bauunternehmers und wehrte sich schon als junges Mädchen gegen die Tatsache, dass ihr Vater Goldmünzen in der Tasche hatte und seine Arbeiter mit trockenem Brot und Zwiebeln auskommen mussten. Sie rebellierte, holte sich die Socken ihres Vaters aus seinen Schubladen, Kuchen aus der Küche ihrer Mutter und gab sie den Arbeitern. Dieser persönliche Einsatz für das Wohlergehen anderer war von Anfang an ein wesentlicher Zug in ihrem Charakter. Das Ergebnis der Auseinandersetzungen mit ihrem Vater war ihr Eintritt, schon als junges Mädchen, in die Sozialistische Partei Frankreichs. Sie wurde eine marxistisch orientierte Sozialistin. Dieser Austritt aus einem reichen und gesicherten Familienkreis war ein grosser Schritt.

Bei Kriegsanfang hatte sie eine Ausbildung als Krankenschwester gemacht. Sie war jeden Abend unterwegs, und ihr Medizinkoffer war eine gute Tarnung, wenn sie von deutschen Polizeistreifen angehalten wurde.



Frau Irène Laure mit Frau Teresa Miotti, Führerin der Reisarbeiterinnen in der Gegend von Bologna, Italien.

Der Hunger fing schon bald an, die grosse Sorge aller südfranzösischen Familien zu werden. Irène erinnert sich daran, wie ihre Kinder in der Nacht leise aufstanden und sich ein Glas Wasser holten, um die Hungerkrämpfe zu stillen. Die Kinder wollten nicht, dass es die Mutter hörte – und die Mutter wollte nicht, dass die Kinder merkten, was sie gehört hatte.

Als Racheakt nach der Ermordung einiger Soldaten hatten die deutschen Besatzungsbehörden in Südfrankreich die Lebensmittelkarten der Bevölkerung eingezogen. Als Protest auf diese Massnahme entschloss sich Irène Laure, die Frauen zu mobilisieren, und mit viertausend von ihnen führte sie einen Marsch auf die Kommandatur von Marseille an. Sie kämpfte sich selber bis zum Stadtkommandanten durch, der hinter einem riesigen Schreibtisch sass. Er sagte ihr: «Madame, Sie wissen wohl nicht, welches Risiko Sie hier eingehen?» Irène beugte sich über den Schreibtisch, sah ihn direkt an und erwiderte: «Sollte mir etwas geschehen, so hätte ich Angst um Ihre Haut!» In jener Zeit wurde ihr ältester Sohn von der Gestapo geholt und gefoltert – er sollte Namen der Männer in der Résistance preisgeben. Er schwieg. Irène sagt, dass sie damals nur noch einen Wunsch hatte: «alle Deutschen zu vernichten».

Die stärkste Prüfung ihres Lebens aber erfuhr Irène Laure im Jahre 1947, nach Kriegsende. Sie war Abgeordnete von Marseille geworden – gewählt mit der grössten Stimmzahl in ganz Frankreich. Sie arbeitete eng mit Léon Blum, dem grossen Mann der französischen Sozialisten, zusammen. Sie wurde zur ersten Weltkonferenz der Moralischen Aufrüstung nach Caux in die Schweiz eingeladen. Nach einigen Tagen erfuhr sie dort plötzlich, dass Deutsche ankommen

r den Rhein

is der Einigkeit: Umkehr und Vergebung

würden – die ersten Deutschen, die durch eine Sondererlaubnis von General Lucius D. Clay eine Ausreise für diese erste internationale Konferenz nach dem Kriege erhalten hatten. Irène sagte: «Mein Hass gegen die Deutschen war nicht intellektueller Art; es wurde mir einfach schlecht bei dem Gedanken, Deutsche treffen zu müssen.»

Europa ohne Deutschland?

Glücklicherweise hatte sie ein Gespräch mit Dr. Frank Buchman, dem Begründer der Moralischen Aufrüstung, vor dem sie eine grosse Achtung hatte. Er stellte ihr die Frage: «Sie wollen Europa aufbauen, ohne die Deutschen!» Irène Laure drehte sich auf der Stelle um und liess sich 48 Stunden nicht mehr blicken. Eine Freundin traf sie nach diesen zwei Tagen in der Konferenzhalle und bat sie, eine junge Deutsche kennenzulernen. «Oui» war die kurze Antwort. Heute zum Mittagessen? «Oui». Kaum sassen beide Frauen an einem Tisch, als Irène Laure ihre schweren Erlebnisse und ihren Hass ausschüttete. Zum Schluss sah sie die junge Deutsche an und sagte: «Ich erzähle das alles nur, weil ich davon frei werden will.» Die junge Deutsche sagte ihr, dass ihr Mann als Mitglied des aktiven Widerstandes gegen Hitler umgebracht worden sei und dass sie die Frage der Schuld ihres Volkes für diesen Krieg und seine Leiden tief beschäftige. Nach einer Weile der Stille legte Irène ihre Hand auf die Hand der jungen Frau, und sie – die Marxistin – sagte: «Es würde uns vielleicht helfen, wenn wir beten würden.» Die junge Deutsche betete auf französisch. Später sagte Irène: «In diesem Augenblick wurden in meinem Leben Brücken über den Rhein geschlagen, die nie wieder abgebrochen werden können.»



Die Auswirkungen dieses Augenblicks waren weittragend. Hier stand eine Frau, die mit ihrem Denken und Herzen Marxistin war, die gegen Ausbeutung rebelliert hatte und die nun – durch eine innere Umkehr angespornt – ihren Marxismus neu durchdenken musste.

Eine deutsche Freundin berichtete mir, was am Morgen nach dem Gespräch zwischen den beiden Frauen geschah. In der grossen Halle des Konferenzentrums waren für die erste Veranstaltung des Tages an die tausend Gäste versammelt. Madame Laure hatte um das Wort gebeten und forderte nun alle anwesenden Deutschen auf, sich zu erheben. Sie wandte sich an sie und sprach von ihrem Leben und ihrem Kampf und von ihrem letzten Ringen mit sich selbst und ihrem Hass. Sie bat die Deutschen von Herzen um Verzeihung für diesen Hass. Es war totenstill im grossen Saal. Die junge Deutsche, die mir

davon berichtete, hatte nicht mit allen anderen Deutschen aufstehen wollen, denn sie wollte sich nicht mitverantwortlich fühlen für ihr Land. Sie hatte erlebt, wie in ihrer Heimatstadt die Synagogen brannten; vor kurzem war ihr Onkel in Polen umgekommen. Sie konnte im Vaterunser nicht mehr beten: «Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.» Sie stand trotzdem auf, und mit Irène Laures Bitte um Vergebung wurde ihr klar, welche Schuld ihr Land Frankreich und Polen gegenüber hatte und dass in dieser Frau das Wunder einer Antwort auf Hass geboren war, einer Antwort, die Europa auf einen neuen Weg lenken würde.

Irène Laures Mann, Viktor, hatte seine marxistische Ausbildung von Marcel Cachin erhalten, einem der Väter des französischen Kommunismus. Eines Tages entdeckte Irène in Caux, dass Viktor in die dortige katholische Kapelle beten ging. Das war ein grosser Schock für sie. Später liessen sie sich katholisch trauen, da sie nur eine standesamtliche Hochzeit gehabt hatten. Diese kirchliche Trauung fand in der Kapelle von Puteau, im sogenannten «Roten Gürtel» der Pariser Vororte, statt – und drei ihrer Kinder sassen in der ersten Bank! Nach der Versöhnung mit den Deutschen war diese Versöhnung mit Gott eine Quelle der Kraft für ihre bevorstehende Reise nach Deutschland. Viktor und Irène waren schon in Caux von den dort anwesenden Deutschen eingeladen worden, ihre Botschaft der Änderung und Versöhnung nach Deutschland zu tragen. Im Frühjahr 1949 waren Irène und Viktor in Düsseldorf Gäste der Landesregierung, und Irène sprach vor dem versammelten Landtag. Damals antwortete ihr August Menzel, Innenminister von Nordrhein-Westfalen und im Hauptvorstand der SPD: «Ich habe schon lange gehofft, dass wir den europäischen Völkern einen Geist der Einheit geben könnten – und hier erlebe ich, wie es getan werden kann.» Am Tag vorher fand ein Treffen mit dem *Vorstand der IG Bergbau in Bochum* statt und einige Tage darauf ein Treffen in Bonn mit Carlo Schmid und der SPD-Fraktion im Parlamentarischen Rat. Unvergesslich blieb für Irène Laure der Besuch in Berlin: Gespräche mit Luise Schröder und dem Reg. Bürgermeister Ernst Reuter – unvergesslich auch der Anblick der «Trümmerfrauen», von denen Irène Laure immer wieder mit grosser Bewegung spricht.

1950 hörten die Abgeordneten der Landtage von Baden-Württemberg, Hessen, Bayern und des Senats von Hamburg und Bremen Irène Laures Botschaft. Im gleichen Jahr kam die erste Einladung nach Amerika. Seit 1950 hat sie, wie sie es selber sagt, über fünfzig Länder in Europa, Amerika, Lateinamerika, Asien, Afrika und Australien besucht, auf Einladung von Mitgliedern der Regierung, von lokalen Politikern und von einfachen Männern und Frauen.

In Vorbereitung:

Dokumentarfilm über Leben und Arbeit von Irène Laure in der Geschichte ihrer Zeit.

Spieldauer: 50 Minuten.

Mit Dokumentation und Archivfilmausschnitten aus Nachrichtenagenturen in Essen, Berlin, Paris.

Gespräche mit Frau Laure. Kommentare einiger ihrer Zeitgenossen und von Vertretern der jüngeren Generation.

Dieser Bericht soll mit Irène Laures eigenen Worten schliessen: «Werden wir uns immer wieder von der Vergangenheit und der Angst führen lassen? Spaltung ist das Merkmal unserer Zeit – werden wir das Geheimnis der Einigkeit finden? Zwischen den beiden Kriegen habe ich deutsche Kinder in meine Familie aufgenommen und versucht, echte Beziehungen zwischen unseren beiden Völkern zu schaffen. Es war umsonst. Es genügt nicht, gut zu sein, wir brauchen eine gemeinsame Aufgabe und Verpflichtung. Wenn wir Frieden zwischen Frankreich und Deutschland haben, ist der Frieden in Europa sichergestellt. Meine persönliche Änderung und die Bitte um Vergebung führten bei vielen zur Einsicht, dass nur eine persönliche Änderung unseren Ländern eine Lösung ihrer Probleme bringen kann.»

Fulvia Spoerri

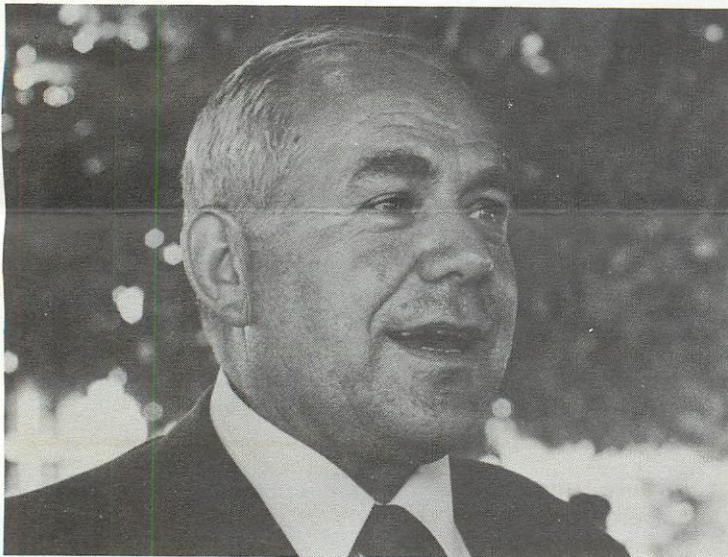
Dieser Artikel über Leben und Arbeit von Madame Irène Laure erschien in der deutschen Zeitschrift «Die christliche Frau» (Heft 6/1983). Wir geben ihn mit der freundlichen Genehmigung der Redaktion hier wieder.

Der Weg aus der Sackgasse

Ich bin 58 Jahre alt und arbeite als Gärtner. Ich bin ausserehelich geboren. Meine Mutter war Verkäuferin im Lebensmittelgeschäft ihrer Familie, und ihre Eltern sagten ihr damals: «Wir brauchen dich hier. Mit deinen fünfzehn Geschwistern haben wir schon genug Kinder grossgezogen, bring deinen Knaben irgendwo unter.»

So kam ich zu einem Lehrer aufs Land. Bis zu meinem sechsten Lebensjahr wurde ich verwöhnt, ich konnte tun und lassen, was mir gefiel. Doch dann starb der Lehrer. Darauf mussten das Klavier, die Stilmöbel, das Auto und vieles andere mehr dem Händler zurückgegeben werden: es war alles auf Kredit gekauft. Nun musste man sich auf das Allernotwendigste beschränken. Zuerst gab es statt drei nur noch zwei Mahlzeiten, dann nur noch eine. Es gab auch nicht genug Holz, um anständig zu heizen. Ich erkrankte an Lungentuberkulose und musste mich zwei Jahre pflegen lassen. Als ich wieder in die Schule kam, gerieten mir die unregelmässigen Verben durcheinander. Wie viele Prügel habe ich deswegen eingesteckt!

Die Lehrersfrau nahm einen Mann ins Haus. Wenn er betrunken war, liess er seinen Hass an mir aus: «Hau ab, verfluchter Bastard, oder ich bringe dich um!» Das hat er übrigens dreimal versucht, und so lernte ich, im Freien zu leben, zu stehlen aus Hunger oder auch aus Freude am Risiko. Als ich zwölfjährig war, zogen wir in die Stadt. Dort war es nicht mehr so einfach, aus Mülltonnen und aus den Marktabfällen etwas zu ergattern, ohne erwischt zu werden.



Jacques Henry

Der ganze Besitz in einem Taschentuch

Mit etwas über dreizehn Jahren lief ich einfach weg und fand Arbeit als Stallbursche und Gehilfe auf einem Bauernhof. Meine ganze Habe trug ich in einem Taschentuch mit mir. Im Stall begann die Arbeit schon um halb fünf, nachts um elf Uhr gab es noch eine Suppe. Mit sechzehn Jahren erhielt ich meinen ersten Lohn: 40 Franken im Monat, dazu Unterkunft und Verpflegung. Zu jener Zeit hatte ich keinerlei Hoffnung mehr. Würde ich mein ganzes Leben lang arbeiten müssen, damit sich andere bereichern? Ich hasste meinen Arbeitgeber und rächte mich an ihm. Ich zerbrach absichtlich Werkzeugstiele und warf Sand ins Getriebe der Maschinen. Beim Heuaufladen stiess ich ihm einmal die Heugabel in die Beine. Aber das hat ihn nicht geändert und mich auch nicht. Ich verhärtete mich immer mehr. Ich hatte ja nichts zu verlieren. Man hätte nur meinen Hass schüren müssen, und ich wäre ein Fanatiker geworden. Grund dazu gab es damals wie auch heute noch genug.

Damals lernte ich jemanden kennen, der nach den Ideen der Moralischen Aufrüstung lebte. Wäre er mir mit Bibelsprüchen gekommen, hätte ich ihm mit Versen meiner Verbitterung und meiner Enttäuschung geantwortet. Er aber erzählte mir einfach, wie eine Entschul-

digung gegenüber seinem Vater sie beide versöhnt hatte. Das war nun freilich der erste «Fromme», der mir vom Glauben sprach, indem er ihn mit Erfahrungen aus seinem Leben belegte. Er war offen mit mir, und so habe ich ihm mein Herz ausgeschüttet. Darauf sagte er geradeheraus: «Es steckt soviel Hass in dir; er wird dich immer mehr verblenden. – Glaubst du an Gott?» – «Ich weiss nicht, ich glaube nicht.» – «Und an dein Gewissen?» – «Vielleicht.» – «Wenn du dir Zeit nimmst, um zu horchen, wirst du den Weg finden, der dich aus der Sackgasse herausführt.»

«Ich brauche dich!»

So wie es um mich stand, was riskierte ich schon? Ich setzte mich im Wald auf einen Baumstrunk, und schon nach fünf Minuten überfiel mich eine erstaunliche Ruhe. Jemand sagte zu mir: «Ich brauche dich!» Ich schaute mich um, aber da war niemand. «Ich habe einen Plan für die Welt. Du gehörst dazu. Ich habe einen Plan für dich.» Die verschlossenen Türen meines Herzens sprangen auf. Der Gedanke war faszinierend. Wenn das wirklich wahr wäre?

Dieser neue Weg begann mit Entschuldigungen bei meinem Brotgeber, dem Bauern. Ich sagte ihm alles – es war eine ganze Liste. Der Bauer entgegnete er: «Für meinen Teil an Schuld bitte ich dich um Verzeihung.» Es war, als ob ein schwerer Sack von meinen Schultern fiel. Mein Hass schmolz dahin; es geschah in weniger als zehn Minuten. Ich wusste, dass die Kraft, die diesen Mann geändert hatte, nicht von mir kam. Ich hatte Gott entdeckt. Ich spürte einen neuen Lebensstrom in mir.

Inzwischen war mein Vater zu meiner Mutter zurückgekehrt, und die beiden hatten geheiratet. Er hat mich anerkannt, und so durfte ich beim Hochzeitsfest meiner Eltern dabei sein.

Die Einigkeit mit meinem Vater musste immer wieder neu erkämpft werden. In der Stille fand ich die Gedanken, die Kraft und die Demut, aus denen Achtung und Freundschaft erwachsen.

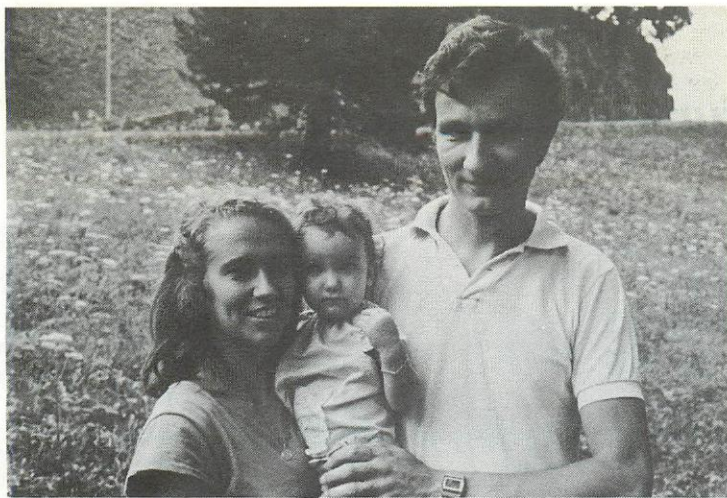
Unverarbeitet könnte meine Vergangenheit eine schwere Last sein und auch meine Mitmenschen bedrücken. Seit ich frei wurde von meiner Verbitterung, kann ich mit meinen Erfahrungen anderen helfen.

Jacques Henry, Lausanne

Von Generation zu Generation

Während meiner Jugend hatte ich, wie jedermann, Zuneigung nötig. Ich brauchte die Liebe meiner Eltern, doch übte meine Mutter einen enormen Besitzanspruch auf uns Kinder aus. Es war eine dauernde Erpressung auf mich und meine Geschwister: «Wenn du jemand anders liebst, dann liebe ich dich nicht mehr.» Deswegen fiel es mir auch sehr schwer, mit einem autoritären, aber gerechten Vater und einer besitzergreifenden und nicht so gerechten Mutter zu leben und beide zufriedenzustellen.

Dieses Leben schien mir so schwierig, dass ich krank wurde. Zuerst war es eine harmlose Sache, aber dann entwickelte sich mein Zustand zu einer Gesicht neuralgie, und ich litt drei Jahre lang körperlich und seelisch sehr darunter. Als ich neunzehn war und noch tief in diesem Tunnel steckte, nahm ich auf Anraten von Freunden an einer Besinnungswoche teil. Als Katholikin habe ich dort einem Priester mein Herz ausgeschüttet, und dies führte zu einer ersten Befreiung. Es war ein Wendepunkt in meinem Leben, und ich beschloss, mich der Pflege von Behinderten zu widmen. Wie ich dann das schwere Leben dieser Patienten sah, die trotz allem voller Leben und Freude waren, ging in ▶



Benoit und Blandine Gosset mit ihrer kleinen Tochter.

mir eine zweite Türe auf: ich wollte wieder leben. Ich wollte Gott finden und begegnete ihm Tag für Tag mehr durch diese Erfahrungen.

Jetzt bin ich seit vier Jahren verheiratet, und meine Gesundheit ist praktisch wieder hergestellt. Nach meiner Heirat wurde meine Mutter depressiv. Auch als es ihr wieder besser ging, endete doch jede Annäherung zwischen uns mit einem Drama und in Tränen. Ich wusste, dass dies nicht so weitergehen konnte. Ich prüfte mich selbst und spürte, dass ich meine Mutter um Verzeihung bitten sollte für meine nachträglichen Gefühle. Es brauchte lange, bis ich es tun konnte. Ich bat sie auch um Verständnis für die kommenden Monate; denn ich war mir bewusst, dass die Besserung in unserer Beziehung nur allmählich wachsen konnte. Nach fünf Monaten konnten wir dann miteinander reden, ohne dass es zu Tränen kam. Schon meine Mutter war von ihrer Mutter verstossen worden, als sie heiratete. So habe ich meine Grossmutter nie gesehen, obwohl sie noch lebt. Sie hat auch nie den Wunsch geäussert, ihre fünf Enkelkinder kennenzulernen, und ich weiss, dass dies meine Mutter immer noch schwer belastet. All dies möchte ich unseren Kindern ersparen. Sie sollen unbelastet bleiben von meiner Vergangenheit.

Ich glaube, ja ich bin überzeugt, dass die Vergebung ein ausserordentlicher Befreiungsfaktor ist und nicht voraussehbare, weitreichende Folgen hat.

Blandine Gosset, Frankreich



Familie Terras an der Konferenz in Caux.

«... Wir sind jetzt elf Jahre verheiratet, und als meine Frau in den ersten Jahren von ihren Problemen sprach, fand ich, es sei das Beste, das Vergangene zu vergessen. Vergessenkönnen sei eine gutmenschliche Fähigkeit, und am besten ziehe man einen Strich unter das Frühere und fange neu an.

Es wurde mir aber allmählich klar, dass es dann so herauskommt wie bei einer Wunde, die nur oberflächlich geheilt ist, während sich das Übel heimtückisch weiter ausbreitet. Als dann Dominique beschloss, die Wunden ihrer Vergangenheit heilen zu lassen, gewann unser Gedankenaustausch an Tiefe, was uns beiden sehr geholfen hat...»

Jacques Terras

Aus aller Welt...

Osterkonferenz in Holland:

Ehrlich und offen

Während der vergangenen Ostertage fand eine Jugendkonferenz in Holland in der Nähe von Utrecht statt. Es nahmen ungefähr 120 Jugendliche aus 14 Ländern daran teil. Zweimal täglich trafen sich alle Teilnehmer für eine Zusammenkunft, die jeweils ein vorbereitetes Hauptthema hatte, aber den Anwesenden auch viel Spielraum liess, ihre Erfahrungen und Gedanken beizusteuern. Ich war beeindruckt, wie ehrlich und offen eigene Wünsche und Schwierigkeiten dargelegt wurden. Das Bewusstsein, dass wir mit unseren Schwächen und Schwierigkeiten nicht allein dastehen, gab uns neue Hoffnung. Das Zusammentragen der Situationen in den verschiedenen Ländern, aus denen die Teilnehmer kamen, erweiterte unseren Horizont und gab uns das Gefühl, eine Aufgabe und eine Bestimmung in der Welt zu haben.

Das Osterfest wurde mit einem inspirierenden ökumenischen Gottesdienst gefeiert. Zum Erstaunen des einen Pfarrers füllte sich die Kirche bis auf den letzten Platz. Für mich bedeutete dieser Gottesdienst mit anschliessendem Abendmahl eine Vertiefung meines Glaubens.

In dem abwechslungsreichen Programm, das auch Sport und Freizeit beinhaltete, wurden *abends* Produktionen der verschiedenen Delegationen vorgeführt. Ein Höhepunkt war eine skandinavische musikalische Revue, die – geschrieben, komponiert und dargestellt von Jugendlichen aus allen nordischen Ländern – im kommenden Sommer auch in Caux gezeigt werden soll. Am letzten Abend zeigten wir Schweizer Lichtbilder und berichteten über unser Land und unsere persönlichen Erfahrungen. Dadurch, dass ich den Mut hatte, ehrlich von mir zu erzählen, ergaben sich anschliessend wertvolle und unerwartete Gespräche mit anderen Teilnehmern.

Mir haben diese Tage in Holland sehr viel bedeutet. Das eigentliche Ziel und die Aufgabe unseres Daseins sind mir wieder erneut bewusst geworden.

Christine Karrer, Reussbühl

Werte Leser,

Wir möchten Sie darauf aufmerksam machen, dass die «Caux-Information» während der Sommermonate ihren Erscheinungsrhythmus ändert.

Die nächste Ausgabe zum Thema «Moralische Aufrüstung – weltweit, weltnah» erscheint als Doppelnummer Juni/Juli, und nach den Ferienmonaten wird nochmals eine Doppelnummer August/September folgen, die im wesentlichen über die Sommerkonferenz 1984 in Caux vom 7. Juli bis 2. September berichten wird.

Die Redaktion

Fotos: Channer, Hegi, Strong, Wolvekamp, Zuber, Archiv

Illustrationen: «Illustrated London News»

Caux Information

Redaktion: Schweiz: Dr. Konrad von Orelli, René Jacot, Marianne Spreng
Deutschland: Heinz Krieg, Annette Wiethüchter, Margrit Schmitt-Gehrke

Administration und Redaktion: Postfach 218, CH-6002 Luzern, Telefon 041 42 22 13

Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen: MRA Bücherdienst, St. Antoniusstrasse 6, D-6532 Oberwesel-Urbar

Abonnement: Schweiz: Fr. 26.—, Deutschland: DM 30.—, übrige Länder: sFr. 30.—

Postcheckkonten: Schweiz: 60-2680, Caux Verlag, Luzern

Deutschland: 704 35-757 Postscheckamt Karlsruhe, Caux Verlag, CH-6002 Luzern

Erscheinungsweise: 12mal jährlich

Druck: grafino Grafische Betriebe AG Bern

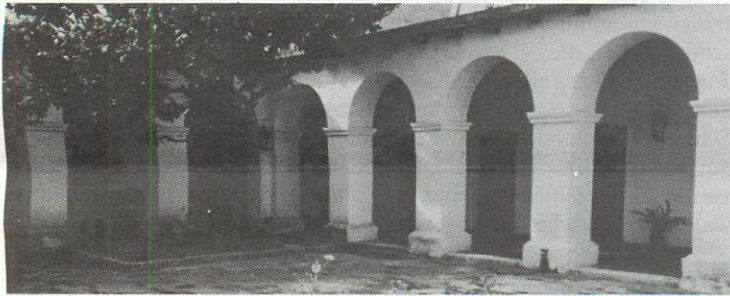
Bericht aus Argentinien:

Damit die junge Demokratie funktionieren kann

Im Stadtbild von Buenos Aires findet man zwischen den hohen Wolkenkratzern verhältnismässig wenig alte Gebäude mehr. Eines von ihnen, soeben renoviert und unter Denkmalschutz gestellt, ist ein Kloster aus der Kolonialzeit, 1795 erbaut. Im Schutz seiner hohen Mauern, um die rastlos der Grosse Stadtverkehr braust, finden sich stille Kapellen, ein grosser Saal für Zusammenkünfte, kleine Gärten mit blühenden Jasminsträuchern, auf die hin sich die Zellen öffnen. Alles lädt zur Stille und zur Besinnung ein. Kaum ein anderer Ort im Zentrum der Zwölfmillionenstadt hätte sich besser geeignet für die Konferenz der Moralischen Aufrüstung, die unter internationaler Beteiligung Ende März in Buenos Aires stattfand. Gegen vierzig Gäste fanden im Kloster Unterkunft und wurden mit vielen anderen Konferenzteilnehmern im ehrwürdigen Refektorium verpflegt.

In derselben Woche feierte die junge argentinische Demokratie den hundertsten Tag der Regierung von Raúl Alfonsín mit einem Festakt vor dem Regierungsgebäude, der unter grosser Beteiligung des Volkes stattfand. Etwas von dieser Erwartung und Entschlossenheit, die bestehenden Schwierigkeiten zu überwinden, damit die Demokratie funktionieren kann, verspürte man auch in den Menschen, die sich Abend für Abend zu den Versammlungen einfanden.

Argentinien ist ein grosses Agrarland; 80 Prozent seiner Ausfuhr besteht in Landwirtschaftsprodukten. Dieser Sektor des Wirtschaftslebens war durch eine Gruppe von Grossgrundbesitzern und interna-



... alles lädt zur Stille und zur Besinnung ein.

tional anerkannten Landwirtschaftsexperten vertreten. Sie waren einer Einladung von Ingenieur Jorge Molina, einem langjährigen Professor für Landwirtschaft an der Universität Buenos Aires, gefolgt, unter ihnen Alberto Roth aus der nordöstlichen Provinz Misiones, der als «bester Landwirt südlich des Rio Grande» (der Fluss zwischen den USA und Mexiko) für seine Verdienste im Kampf gegen die Bodenerosion mit dem «Bennett-Preis» ausgezeichnet worden war; Dr. Jorge Restanio, der für seinen Einsatz gegen die Unterernährung im Inneren des Landes den «Rolex-Preis» erhalten hatte, und Nilo Ferreira Romero, Gewinner desselben Preises in Brasilien.

Diese Pioniere der Bodenkonservierung im tropischen und subtropischen Gebiet berichteten von neuen Methoden, die sie in jahrelanger geduldiger Beobachtung der Natur entwickelt haben. Wird nämlich der Wald zur Gewinnung neuen Landwirtschaftsgebietes rücksichtslos abgeholzt – wie dies in vielen Ländern, nicht nur Südamerikas, bereits geschehen ist –, so wird der Boden schutzlos den starken Regengüssen ausgesetzt und der Humus weggeschwemmt. Durch Anpflanzen von Bäumen oder bestimmten Grasarten kann die Erosion vermieden und zerstörtes Land wieder der Landwirtschaft zugeführt werden. Aus den Ausführungen dieser Männer sprach die Gewissheit, dass der Mensch «unser tägliches Brot sicherstellen kann», allerdings – so Ingenieur Molina – «unter der Voraussetzung eines täglichen geistigen Fortschritts». Aus diesem Grund messen er und seine Kollegen der Arbeit der Moralischen Aufrüstung grosse Bedeutung zu.

Neben vielen jungen Leuten nahmen auch eine Anzahl Gewerkschafter verschiedener politischer Richtungen an der Konferenz teil, so auch der aus Paraguay stammende frühere Generalsekretär der ORIT (gewerkschaftlicher Dachverband Nord- und Südamerikas) und Vertreter aus Uruguay.



«Casa Rosada», das Regierungsgebäude in Buenos Aires.

Auch sehr viele Frauen sah man im Publikum, unter ihnen die Gattin des ehemaligen Präsidenten Frondizi. Die Frauen Lateinamerikas haben in den letzten Jahren mehrmals ihre Qualitäten unter Beweis gestellt und zum Beispiel durch Schweigemärsche und andere Manifestationen die Krisensituationen ihrer Länder entscheidend beeinflusst. Die Schlussitzung der Konferenz wurde von Frauen aus Argentinien und Uruguay geleitet. Die Rede einer Dozentin für Architektur beeindruckte besonders. Sie berichtete, wie sie als junges Mädchen vor zwanzig Jahren mit der Moralischen Aufrüstung in Kontakt kam. Da sie aber mit dem besten Willen nichts an sich finden konnte, das der Änderung bedurft hätte, habe sie die Idee wieder fallengelassen. Nach ihrer Heirat hatte sie sich mit grossem Eifer sozial betätigt, ohne jedoch einen grossen Erfolg in ihrer Arbeit verzeichnen zu können. Vor kurzem stellte sie sich die Frage, weshalb sie und die politische Partei, in der sie seit Jahren engagiert ist, trotz guter Bildung und strenger moralischer Grundsätze in der Vergangenheit nichts Entscheidendes für ihr Land haben tun können. Sie kam zu folgendem Schluss: «Unser Stolz steht uns Argentinern im Weg. Es ist der Stolz der Selbstgerechten. Wir schauen auf die übrigen lateinamerikanischen Länder, auf die Indianer in unserem eigenen Land und auf alle Menschen hinab, die Fehler machen. Das Problem



Diskussionsgruppe junger Teilnehmer.

Argentiniens ist der Mangel an Demut. Ohne Demut wird in Argentinien und in Südamerika nichts Neues entstehen können.» Sie verpflichtete sich, diese Erkenntnis in ihrer Arbeit in Politik und Erziehung sowie im Familienleben in die Praxis umzusetzen. Eine brasilianische Teilnehmerin erklärte nachher, diese Worte hätten den letzten Rest ihrer Bitterkeit gegenüber Argentinien vertrieben.

Die Konferenztage im alten Kloster wurden von der Mutter Oberin als «beste Exerziten» bezeichnet. Die Tagung wurde zum Ausgangspunkt verschiedener Initiativen, die zu Begegnungen mit jungen Leuten und Verantwortlichen im Bereich der Politik und der Gewerkschaften sowie zu Aktionen in den Nachbarländern Chile und Uruguay führten.

Silvia Zuber